

# Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 15

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638437>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 15  
XVIII. Jahrgang  
1928

Bern,  
14. April  
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 3379

## Frühlingslieder

von Friedrich Hoffmann.

### Der Himmel.

Der Himmel lockt die zage Sonne wieder  
Mit jedem Tage höher in sein Zelt,  
Die Lerche schmettert selig ihre Lieder,  
Und traumverloren lauschen Wald und Feld.

Er läßt die weißen Wolkensegel gleiten  
Durch die azurne Bläue weltentrückt,  
Indes der Lenz der Erde kahle Weiten  
Mit einem bunten Blütenkleide schmückt.

### Die Wiese.

Die Sonne küßt und schmeichelt: O, erwache!  
Die Winde streicheln sie mit linder Hand.  
Und sieh! schon schaun im klaren Wiesenbache  
Die Schlüsselblumen sich im Goldgewand.

Und Halm und Gräser wirken um die Wette  
Den Teppich ihr aus goldiggrünem Samt.  
Und über ihrem blumenschönen Bette  
Des Falters seidenweiche Schwinge flammt.

### Der Garten.

Auch er regt sich in seligem Erwachen,  
Der Kliederbusch umgrünt das stille Tor,  
Und aus den winterfeuchten Beeten lachen  
Die Primeln sonndurchglüht in buntem Flor.

Im Hag geborgen lockt das sanfte Veilchen,  
Wo es in duftverklärten Träumen lebt.  
Die Rosen aber schlummern noch ein Weilchen,  
Bis Sommerwind um ihre Knospen schwebt.

### Der Wald.

Der Wald reckt wohligh seine nackten Kronen,  
Und Sonnensehnsucht füllt den letzten Baum.  
Ein Traum aus schleierartigen Anemonen  
Schmiegt leuchtend sich an seinen kahlen Saum.

Die Silberbuche webt lichtgrüne Lauben,  
Sein weißes Märchen spinnt der Schlehdornhag.  
Aus schlanken Wipfeln schwebt ein Schwarm von Tauben  
In einen seligblauen Frühlingstag.

## Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger.

Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 15

Sidney an Rahel.

Schilt mich nicht, Kleines. Ich bin ein Schreibstümper, ich weiß es, und ich verdiene deine Briefe nicht. Aber soll es denn immer nach der Gerechtigkeit gehen, und nie nach der Barmherzigkeit? Wofür haben denn die Frauen die Liebe gepachtet, als um einen in Augenblicken der Erniedrigung zu lieben? Also, verzeih, Rahel, daß es aussieht, als kümmerst du mich nicht um dich und um das, was du mir schreibst. Wie das lichtvolle Haus auf dem Berge, das abends weit in das Land hinaus leuchtet, so kommst du mir vor. Was alles darum rauscht und braust, was geht das Haus an? Sein Licht leuchtet, ob es hagelt oder stürmt. (Gott wie poetisch. Ich kenne mich gar nicht mehr, so schön finde ich die zwei letzten Sätze.)

Rahel, leicht hast du es nicht. Muß das sein, daß du in Vellerive sitzt zwischen Mutter und Tante Adeline?

Muß das sein, daß du alle Tage übst und strickst und all' das Zeug nähst? Kind, das macht doch den Kohl nicht fett. Mach's wie ich, lauf davon. Du tust es nicht, ich weiß es. So werde etwas, meinerwegen Puzmacherin. Aber sitz nicht da und verkümmere. Und dein Johannes? Schön, daß du den hast, aber ihn spazieren zu führen und ihm vorzuspielen, das ist doch nur ein Notbehelf, das ist doch kein Ziel, kein Punktum. Uebrigens, da fällt mir ein, daß ich gemerkt habe, daß es in der Kunst das nicht gibt, die Punktümmer. Man läuft und läuft und schindet sich ab, und meint dem Ziel näher zu kommen, man streckt schon seine Hand aus und glaubt es zu greifen, fort ist es, meilenweit steht es vor einem, fern, wie die Sterne. Mir wenigstens geht es so. Was ich mich mit meinem Bild abgehundet habe! Woche um Woche dachte ich: Jetzt hast du's. Jetzt zeigt du ihnen einmal was du kannst. Und jedesmal, wenn ich den Pinzel

niederlegen wollte, und mich strecken, und den Schritt ins gelobte Land der Erfüllung tun, so kam eine jammervolle Enttäuschung über mich, eine so große Mißachtung meiner selbst und meines Könnens, daß ich alles abtrakte und mich wunderte, daß ich am nächsten Tag den Mut hatte, wieder neu anzufangen. Ich gebe mir noch einen Monat Zeit. Habe ich bis dahin nicht erreicht, was ich im Sinne habe, flimmert es nicht auf meiner Palette, und springt nicht dem Beschauer die Seele meines Bildes entgegen, so werde ich Schuhmacher. Vielleicht engros, Tante Adeline zu lieb.

Ja, Rahel, ich hab's auch nicht leicht. Es gibt nur ein Steigen in der Kunst, keinen Gipfel. Ja so, das habe ich ja oben schon einmal gesagt, nur anders. Ich lasse es stehen, denn es ist so wahr, daß man es eine doppelte Wahrheit nennen kann. Ich erlebe sie immer wieder. Laß dich nicht beirren, Rahel. Mein Drum und Dran klingelt, und tut oft als stecke ich in einem Narrenkleid, aber laß dich nicht beirren, es ist was drunter.

Augenblicklich ist mein Herz leer. Der letzte Auszug hat stattgefunden, weil die kleine Donna mit der Cascada di Danae nicht zufrieden war, die ich über sie auszugiehen imstande war, es langte nicht mehr zum bescheidensten Nachtessen. Ganz einfach erschien sie eines Tages mit dem Regenschirm, und nahm Abschied von mir. Spiel und Brot — auch sie wollte es nicht anders. Schwermütig ließ ich sie ziehen, denn sie diente mir als Symbol für die Ratten, die das sinkende Schiff verlassen. Aber ich lasse mich nicht fallen, Rahel. Es muß, es muß! Was habe ich einst den Hut geschwenkt und geschrien: Ich bin ein Maler, Ruhe! Soll der Onkel Schwendt recht behalten oder gar der Herr v. Peters, das Gymnasiallehrerlein mit dem Doktorhut? Da soll Gott mich davor bewahren. Verstehst du, Rahel, daß ich die Seele des Meeres, das ich male, finden will, nicht seinen Körper, begreifst du das? Es gibt Tage, da fühle ich sie, da sitze ich vor den Wassern und juble in meinem Herzen. Und packe auch zu. Und andere, da liegt ein Aschenregen über meinem Bild, und ich möchte es anspuken, wie du früher deinen Strickstrumpf angespuht hast! Aber jetzt Schluß. Wird's dir zu langweilig, meine Jeremiaden zu lesen, so sag's. Das ist mein kleinster Fehler, daß ich mir nichts sagen lassen will. Wenn ich's einsehe, notabene.

Also, Rahel, Hindin mit dem schönen Gang, Rahel, du Urbild aller geliebten Frauen, was macht dein Herz? Lacht es oder weint es? Oder keines von beiden? Ich schwanke, was ich aus deinen Briefen zu lesen habe, frage mich, ob die zarten Blümlein, die ich da spritzen sehe, bestimmt sind, im Strauß deiner Liebe mitzuglänzen. — Ich glaube es nicht, es sind Frühlingsvorboten. Johannes gefällt mir. Das ist einer, der ein Tagebuch hat — frage ihn doch darnach — einer, der über sich nachdenkt, und auf den Pfaden des Paradiesgärtleins wandelt. Ob er auch ein Mensch ist, kann ich deinem Brief nach nicht herausfinden. Hat er sich nicht in dich verliebt? Oder dann in wen sonst? Er wird doch nicht an seinem Blumenfenster zur Mumie verdorren wollen? Nun findest du mich roh, selbstverständlich, aber es ärgert einen, wenn man selber sich mit allen seinen Fehlern herumschlagen muß, und es sieht einer bei seiner Freundin, oder sie bei ihm, der von Tugend trieft. Herrgott,

hat der es leicht, so daheim hinter Glas und Rahmen! Nein, nein, Rahel, er taugt etwas, ich weiß es wohl, grüße die Frau Attinger von mir, die Mutter mit den sieben Schwertern im Herzen. Sie soll froh sein, daß wenigstens eines ihr erspart geblieben, das die Mütter gewöhnlicher Söhne selten verschont: Das, sie unwürdig in ihrer Liebe zu sehen. Ja, ja. Aber man rappelt sich, kleine Rahel, man bleibt nicht im Schlamm stecken, es gibt etwas, das einen herauspeitscht.

Grüße auch den Belusa. Warum schreibt er mir nie? Er sagte: Aus Ehrfurcht vor meiner Kunst? Sag ihm, daß jedes Ding, bis zur Gipfelhaftigkeit getrieben, gut sei, und seine Kunst hat den Gipfel erreicht. Nicht auf die Anzahl der Pfunde kommt's an, aber darauf, wie sie bewertet werden. Himmel Donnerwetter, jetzt komme ich ins Predigen. Also Schluß — Ruß. Sidney.

Sidney an Ilse von Stadel.

Was haben Briefe eigentlich für einen Sinn zwischen uns zweien, die wir, wenn wir zusammen waren, kaum geredet, und nur geküßt haben? Warum willst du, daß ich dir schreibe? Willst du Wolken haschen, die vorüberziehen? Meereswellen greifen? Ach, Ilselein, laß mich von der Kette, wenn du fort bist, sie hält ja doch nicht, ist Schaum, Schein, und du weißt es so gut, du junge Hexe. Wenn du wieder kommst, ja dann. Ein Spiel soll's bleiben zwischen uns, kein Drama, keine Komödie. Dazu passe ich viel zu schlecht, und mag auch nicht mitmachen. Gelt, Ilse, ein süßes, leichtes Spiel? Einverstanden?

Du willst wissen, was ich treibe, und fügt schüchtern hinzu, meine Bilder seien dir gleichgültig, ich solle dich mit Fachsimpeleien verschonen. Also nichts von Bildern und Kunst. Das halbe Duzend Künstler, und das andere Gefindel meiner und deiner Bekanntschaft, das du aufzählst und von dem du wissen willst, was sie treiben, und was mit ihnen getrieben wird, ist in alle Winde zerstoßen. In Sizilien ist keiner mehr. Ein paar sind hier in Rom, der Morel und der Socius. Wir drei sitzen jeden Abend in irgendeinem Grotto oder einer Osteria — wenn wir noch Geld haben — und lassen Leben und Blut wie Feuerflammen in uns emporsteigen, daß uns heiß wird, trotz dem Spätherbst. Ach du, was ist das für ein Land. Harmonisch alles, das fällt mir immer und immer wieder auf. Land, Menschen, Bauwerke, Steine, alles stimmt zusammen, die Kirchen steigen wie berggewachsene Kristalle aus dem Boden, die Dörfer sind von grauen Steinhäufen nicht zu unterscheiden, die Menschen, wenn sie durch die engen Gäßlein streichen, so schattenhaft und schmiegsam, nicht von den Mauern der Häuser — Ilse, ich vergesse mich, was geht das alles dich an, oder wie wenig fragst du nach dem allen. Kleine Libelle, flatterhafte, schillernde, du Ding, das der Wind forttragen könnte, du Nichtsches, und doch, und doch — hat man je eine Handvoll Mensch gesehen, die einen Kopf heiß machen kann und einen regiert und fusioniert wie du? Und das alles nur mit dem kleinen Finger? Ich habe kein Modell gefunden, das mir dich ersetzen kann, du hattest eine ver-teufelte Manier, dich zu biegen wie eine Weide im Wind. Meinst du, eines von den Teufelsweibern, den bezahlten, bringe das heraus? Aber du willst ja nur wissen, was wir treiben.





Frühling. — Nach einer Zeichnung von Hubert Wilim.

Also: wir sind gestern abend beim Socius gewesen. Du kennst seine Wohnung — waren wir nicht zusammen bei ihm, damals mit dem Goliath? Das warst doch du? Oder war es Lucie Perelli? Ja, richtig, die war's. Also, er wohnt weit draußen, in der schmutzigsten aller Vorstädte, in der die Kinder zu Dutzenden vor den Haustüren hocken. Man schlängelt sich, um zu ihm zu gelangen, durch enge Gäßlein, — Windeln und Betttücher hängen von Fenster zu Fenster — und drückt sich, so gut es geht, zwischen den halbnackten Kindern hindurch. Dann geht's durch einen langen, dunklen Gang, eine Hühnertreppe hinauf, wieder durch Gänge, in denen Kisten und Fässer aufgestapelt stehen und herumliegen, zerreißt sich die Kleider an den Nägeln, steigt wieder und gelangt endlich in ein großes, niederes Zimmer, vollgepackt mit alten, heimeligen Möbeln aus dem letzten Jahrhundert. Einem herrlich geschnitzten Schrank, aus Urgroßvaters Zeiten, einem Bild mit Halskrause und schwarzem Talar über dem Schreibtisch, einer Dellampe, die man heraufschrauben muß. Auf dem Tisch große, blaue Tassen, und Teller mit Schweizerlandschaften in Grau gemalt, Messer mit krummen Klinge, liegen Degen daneben, die reinen Sarazenenstecher, kurz, du denkst, du seiest mindestens fünfzig Jahre jünger geworden.

Und der Socius hantiert draußen herum, mit einer weißen Küchenschürze über dem Bauch, trägt eine mächtige Kaffeekanne herein, bringt Brekeln, die ihm irgendeine Kusine in der Heimat gebaden, bringt Wurst — keine Salsami — o süße Ilse, bringt Schwarzbrot, duftend und noch warm. Das Herz geht einem auf, das Herz und noch vieles andere, du glaubst es nicht wie. Es wird dir wohl, es wird dir weich, du denkst — nun — zum Beispiel an eine kleine, liebe Tante, die Mutterstelle an einem vertreten hat — oder an ein junges Mädchen, das mit einem aufgewachsen ist, und — oder du denkst an deinen längstverstorbenen Vater, Ilse, bin ich nicht ein Narr, dir das zu schreiben? Also, der Socius steigt in den Keller (eine Kiste hinten im Gang) und holt Festwein und wir trinken. Trinken viel und lang. Der Morel fängt an die Größe der Schöpfung zu preisen, und um das auf genügender Basis tun zu können, fängt er beim Paradies an und seinen vier Strömen und erzählt und erzählt, die Augen gen Himmel gerichtet, den Kopf auf dem aufgestützten Ellenbogen. Kein Mensch achtet auf ihn, denn ich höre zu, was Socius' Freundin erzählt, sie hört, was der Socius schwätzt, schaut dabei den Morel an und denkt, er sei ein schöner Bursche, und er erzählt immer weiter. Ich höre hie und da Schlagwörter:



Blick von der Samnaunerstrasse auf die Heerstrasse Pfunds-Nauders.

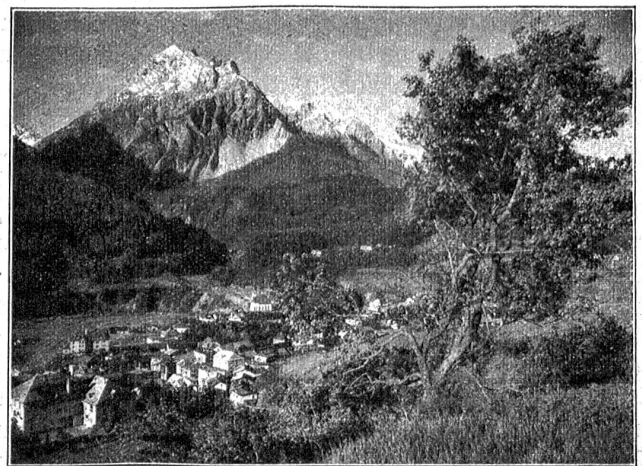
Erratische Blöcke, Findling, vorsintflutliche Tiere — er ist endlich bei der Kreidezeit angekommen und trinkt sehr viel ihr zu Ehren, und Socius schenkt ein, und uns wird wohl, und durch den roten Schimmer des Chianti sehen wir die Welt, und darauf die Kunst, und endlich die Liebe mit entzückten Augen an. Und der Socius fängt an, sie zu preisen, und ihr Lob zu singen, aber er denkt dabei schon lange nicht mehr an das kleine Fräulein, das ihm gegenüber sitzt, noch an andere weibliche Wesen. Er will von der Liebe reden, die wir ja alle nicht so recht kennen. Zuletzt steht er auf und holt seine mächtige Bibel, die unter dem Bild des Vaters mit der Krause liegt und ein altes Erbstück ist, und schlägt das Kapitel auf, darin von der Liebe gesagt wird: Und wenn ich mit Menschen und Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Und weiter liest er, und immer weiter. Wir werden still und stiller, nicht Schlaf noch Wein ist schuld daran, und zuletzt steht er wahrhaftig da, der große, dicke Kerl, mit seiner weißen Schürze über dem Bauch, wie ein Prophet. Endlich schlägt er das Buch zu und sagt andächtig, ohne daß er sich dessen bewußt ist: Amen. Und wir nehmen unsere Hüte und gehen still davon. Glaubst du mir, Rahel, daß ich tagelang an diesen Abend gedacht habe? Hergott noch einmal, nun schreibe ich „Rahel“, und der Brief ist an dich, Libellchen.

Run, geschieht dir recht, geschieht dir ganz recht. Da siehst du, wenn ich in die Tiefe gehe, an wen ich denke. Da siehst du, wohin es führt, wenn ein Mädchen nur von unsern Dummheiten hören will, und nicht von dem, was unser tiefstes Leben berührt. Ganz recht geschieht dir, und ich lasse es stehen. Du, böse wirst du aber nicht? Spiel, gelt? Spiel alles zwischen uns. Oder ist's der alte Kampf? Dünkt es dich drollig zu versuchen, ob der Sidney nicht dazu zu bringen wäre, nach deiner kleinen, silbernen Pfeife zu tanzen? Warum nicht, warum nicht, Libellchen? Aber nur so lange es mir ums Tanzen ist. Jetzt ist es mir drum, komme doch wieder nach Rom. Was willst du so lange auf Capri? Vielleicht dort jemand tanzen lassen? Je nun, dann eben ein andermal. Sidney. (Fortsetzung folgt.)

## Im bündnerischen Samnaun.

Samnaun ist ein abgelegenes, vom Touristenstrom selten berührtes bündnerisches Alpentälchen hoch über der äußersten Ostmark des Engadins. Geographisch gehörte es eigentlich zum Tirol. Nach der Schweizerseite schließen es die Ausläufer des Biz Mondin, des Mutter und der Stammerspize ab. Bis zum Kriegeausbruch wickelte sich der Hauptverkehr der Bewohner des Samnaun ins Tirolische ab, ist das Hochtal doch in den zollfreien Zonen gelegen, wie sie die willkürlich verlaufenden Landesgrenzen da und dort notwendig machten. Das mußte seine kulturellen Rückwirkungen haben. Die Sprache der Samnauner hat denn auch einen deutlichen Einschlag ins Tirolische. So haben wir, was wenig bekannt ist, in der Schweiz einen abgelegenen Winkel mit Tirolerdialekt.

Bis 1912 hatte das Samnaun keine menschenwürdige Verbindung mit seinem Mutterlande. Ins Engadin führten nur schwer gehbare Hochpässe, die im Winter unpassierbar waren. Wenn die Samnauner nach Martinsbruck, dem letzten Engadinerdorf und Grenzort wollten, so mußten sie über Tirolergebiet, auch die Soldaten, die sich alljährlich zur Waffen- und Kleiderinspektion stellten. Die jungen Samnauner aber zogen über den Jablas (2545 Meter hoch, auch Samnaunerjoch genannt), ins Fimbertal und hinunter nach Ischl im tirolischen Badnaun, von hier über das Zeines Joch (1852 Meter) ins vorarlbergische Montavon und hinunter nach Bludenz an der Arlbergbahn, wenn sie zur Rekrutenschule nach Chur einberufen wurden. Erst jetzt, so sagte uns ein alter Samnauner, wären die jungen Burschen sich bewußt geworden, daß sie Eidgenossen seien. Kein Wunder, wenn das Samnaun auf eine bessere Verbindung mit dem Engadin drängte, Notschrei um Notschrei an die übrige Schweiz erließ. Und die Bundesväter hatten ein Einsehen. Im Jahre 1905 haben National- und Ständerat ein Straßenprojekt von Martinsbruck durch die Innschlucht nach Weinberg und von hier den wilden Hängen des Biz Mondin entlang ins Samnaun genehmigt. Die Straße sollte 998,000 Franken kosten und wurde von 1909—1911 gebaut und 1912 dem Verkehr übergeben. Die großen Schwierigkeiten, die von den Ingenieuren unterschätzt worden waren, machten indes mehrmals Nachtragscredite nötig, sodaß die Straße schließlich 1,676,200 Franken kostete. Die Eidgenossenschaft zahlte 1,341,000 Franken, der Kanton Graubünden 275,000 Franken, die beteiligten Gemeinden und die Hotellerie 60,000 Franken. Der Straßenunterhalt wurde ganz dem Kanton Graubünden überbunden. Die jährlichen



Schuls, der Hauptort des Unter-Engadins.